Zeitschrift: Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst

Band: 19 (1929)

Heft: 16

Artikel: Benjamin Vautier, der Schweizer Maler : ein Gedenkblatt zum 100. Geburtstag, 24. April

Autor: F.V.

DOI: https://doi.org/10.5169/seals-637858

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 10.07.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

B. Vautier: Das Tischgebet. (Besitzer: Kunstmuseum Bern.)

„Ihre Pflicht zwingt Sie, die sozialistische Rasselbande, die den besitzenden und staatserhaltenden Klassen in hundertfacher Weise das Leben sauer macht, in Räson zu halten", erwiderte Rosendaal pustend. „Wie können Sie im Ernst solche Jungendummheiten, die wir doch alle früher selbst begangen haben, Diebstahl nennen? Das ist ja ganz einfach lachhaft!"

„Lachhaft in dieser furchtbar ernsten Sache ist nur, daß Sie mich nicht verstehen wollen oder können", rief der Staatsanwalt erregt. „Was ein Diebstahl ist, muß ich als Jurist besser wissen."

Rosendaal machte mit der Hand eine wegwerfende Bewegung.

„Nee, mein lieber Herr Staatsanwalt. Ich weiß es besser. Denn ich weiß es aus der Praxis. Ich verfolge bei mir nicht einmal wirkliche Diebstähle. Das wird alles" — Rosendaal machte eine Handbewegung — „mit der la main abgemacht."

„So mögen Sie's bei sich halten, Herr Rosendaal. Ich bedaure mit Ihnen, daß man solche Fälle nicht mehr durch sofortige Abstrafung erledigen kann. Denn gesetzlich, und hierauf kommt es an, ist dies leider nicht. Und meine Pflicht, ich habe es schon mehrfach betont und wiederhole es immer aufs neue: meine Pflicht als Staatsanwalt gebietet mir, das Gesetz ohne Ansehen der Person durchzuführen."

„Ihre Pflicht als Staatsanwalt gebietet Ihnen, den Staat zu stützen", erwiderte Rosendaal. „Das liegt im Namen. Wer ist der Staat? Wir, die gebildeten und besitzenden Klassen sind es. Wenn ich als Nährstand und Sie sozusagen als Wehrstand nicht wären, läge der Staat im Graben. Ihre Söhne werden später wieder Juristen und Staatsanwälte. Mein Karljochen wird Gutsbesitzer. Ihre Jungen sollen das Volk regieren. Meiner soll es ernähren. Und Ihren wie meinem muß es parieren. Nun sagen Sie mir mal, Herr Staatsanwalt, wo soll der dafür nötige Respekt herkommen, wenn man ihnen später nachsagen kann, daß sie wegen einer Sache, die gar kein Diebstahl ist, die kein Mensch als Diebstahl rechnet und kein Gericht als Diebstahl ansehen wird, selbst vorm Gericht gestanden haben. Als Diebe! Haben Sie sich das überlegt?" (Forts. folgt.)

Benjamin Vautier,
der Schweizer Maler.
Ein Gedenkblatt zum 100. Geburtstag, 24. April.

Wenn man von den großen deutschen Genremalern des 19. Jahrhunderts spricht, dann wird man mit Ludwig Knaus und Defregger auch Benjamin Vautier, unsern Landsmann, nennen. Und er ist in diesem Dreigestirn nicht der geringste. Wer je einmal im Berner Kunstmuseum das Bild „Tischgebet" oder in der Kunstsammlung in Basel den „Schuldenbauer" gesehen hat, der weiß, daß er Vautier zu den begnadeten Künstlern zählen muß und er ist geneigt, jener Feststellung eines deutschen Kritikers beizupflichten, die sagte, Vautier sei unter den deutschen Genremalern als Charakterzeichner unerreicht. Der Künstler verfügte über eine wahre Virtuosität in der Charakteristik jeder einzelnen Figur. In der Art der Behandlung lassen sich Gewerbe, politische Gesinnung, religiöse Anschauung, Umfang des geistigen Horizonts unschwer herauslesen. Man überprüfe diese Behauptung nur einmal am „Schuldenbauer". Vautier ist immer in erster Linie Charakterzeichner und Erzähler, aber eine glückliche Beobachtungsgabe, eine unerschöpfliche Erfindungskraft, ein liebevolles Versenken ins Leben vorab des bäuerlichen Volkes bringen es zustande, daß man der Bilder und Dorfgeschichten nie überdrüssig wird. Dabei spielt die Tatsache mit, daß der Künstler seine Typen nie wiederholt, wie andere Genremaler. Er durfte, das wollen wir schon hier festhalten, die Früchte seines künstlerischen Ringens und seiner äußerst strengen Selbstkritik, die ihn beispielsweise nie mehr als höchstens fünf Bilder im Jahr bei angestrengtestem Fleiß, schaffen ließ, schon bei Lebzeiten genießen. Er behauptete sich während Jahrzehnten seinen angesehenen Platz.

Benjamin Vautier ist von Geburt Waadtländer. Im schweizerischen Künstlerlexikon wird der 27. April 1829 als sein Geburtstag angegeben, während Rosenfeld (Velhagen und Klassing) und andere Quellen den 24. April nennen. Er kam im freundlichen Städtchen Morges zur Welt, wo sein Vater Vizedirektor des Gymnasiums war. Der Vater, Theologe, wird uns als strenggläubiger, menschenfreundlicher Mann geschildert, die Mutter als sehr künstlerisch veranlagt. Schon früh entwickelte der Knabe ein ungewöhnliches zeichnerisches Talent. Der Vater wurde als Pfarrer an die Gemeinde Noville berufen. Benjamin Vautier besuchte zuerst das Gymnasium in Morges, später dasjenige von Lausanne. Sein Zeichenlehrer Lochmann konnte indeß mit seinem künstlerischen Talent nicht viel anfangen. Er warf dem Schüler vor, er arbeite zu schnell und konnte es nicht verwinden, daß dieser meist mit der linken Hand zeichnete. Viel Freude bereitete er den Mitschülern durch die schnell und überraschend charakteristisch hingeworfenen Karikaturen der Lehrer.

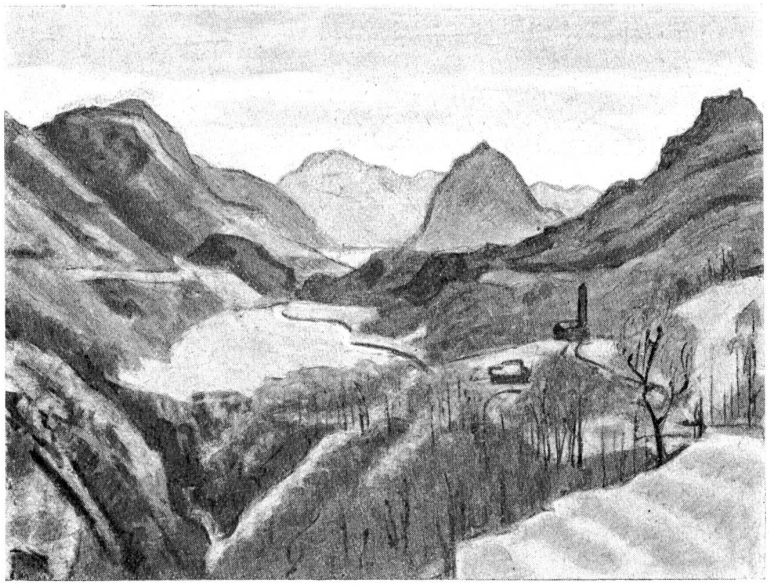
Der Vater wollte aus Benjamin Vautier einen Pfarrer machen, während der Sohn Maler werden wollte. Ein äußerer Anlaß brachte die Entscheidung. Im Jahre 1847 erhielten die Gemeinden das Recht zugestanden, ihre Pfarrer selbst zu wählen. Noville wählte den Pfarrer Vautier um seiner Strenggläubigkeit willen nicht wieder. Er begab sich nun nach Frankreich und willigte, angesichts der Unmöglichkeit, das theologische Studium seines Sohnes bezahlen zu können, in das Malerwerden ein. Benjamin Vautier kam nach Genf, arbeitete im Maleratelier Hébert, wurde dann bei Glardon Emailmaler und mußte nun Uhrgehäuse, Brochen und andere Schmuckgegenstände bemalen. Daneben besuchte er die Malerkurse im Musée Rath, malte mit viel Erfolg in der freien Zeit und verdiente sich so die Fr. 1200, die er brauchte, um sich von Glardon loszukaufen, bei welchem er sich zu einer vierjährigen Lehrzeit hatte verpflichten müssen. Zunächst trat er nun bei dem Maler Lugardon ein,

B. Vautier: Der Leichenschmaus.

lernte Jacques Alfred van Muyden kennen, der ihm riet, sich in Düsseldorf weiter auszubilden. So wanderte der junge Kunstbeflissene 1850 in die Musenstadt am schönen Rhein. Direktor Schadow, dem Vautier seine Zeichnungen zur Beurteilung vorlegte, fällte freilich ein wenig erfreuliches Urteil: „Sie müssen ganz von vorne anfangen, wenn Sie etwas Rechtes lernen wollen!" Die französische Maltechnik sagte diesem eben nicht zu. Benjamin Vautier hatte aber so viel künstlerisches Selbstbewußtsein, daß er dies entschieden ablehnte. Er tat recht daran und wurde nun von Rudolf Jordan, der damals auf dem Höhepunkt seines Ruhmes stand, künstlerisch stark gefördert. Ein Jahr später wurde er dann in die Malklasse der Kunstakademie aufgenommen. Glücklicherweise ließ er sich nicht zur Annahme der flauen Düsseldorfer Manier verleiten. 1853 reiste er nach Genf zu seinen Eltern, die sich nun hier niedergelassen hatten, machte eine längere Studienreise ins Berner Oberland, befreundete sich mit dem Maler Karl Girardet, der ihn zu Studien nach der Natur begeisterte. Mit einer gefüllten Studienmappe konnte er nach Düsseldorf zurückkehren. 1856 nahm er längeren Aufenthalt in Genf, kam wieder mit van Muyden zusammen, der Vautier nachdrücklich auf die ihm ureigene Kunstrichtung, die Schilderung des Bauernlebens, hinwies. Bereits hatte Ludwig Knaus in dieser Richtung die ersten Erfolge geerntet. Um ihn kennen zu lernen, begab sich Vautier Ende 1856 nach Paris, wo er aber nur sechs Monate blieb.

In Düsseldorf, wo sich unser Künstler nun bleibend niederließ und wo er in Bertha Euler eine ebenbürtige Lebensgefährtin fand, stellten sich die ersten künstlerischen Erfolge ein. Auf einer holländischen Ausstellung erhielt er die silberne Medaille, fand in Düsseldorf und München mit dem Bilde „In der Kirche" viel Anerkennung. 1858 unternahm er eine Reise in den Schwarzwald, die für ihn und für die Kunst lebensbestimmend wurde. Er hat als erster Maler den Schwarzwald so recht eigentlich entdeckt und wurde nun mehr und mehr der klassische Schilderer dieser Gegend. Diese Bilder begründeten seinen Ruhm. Er erzählt uns von den stillen Freuden der Schwarzwälder Bauern im goldenen Lichte seines sonnigen, reinen Humors. Stets stellt er das seelische Moment höher als das koloristische oder rein zeichnerische. Zuerst ergründete er, wie Rosenfeld richtig sagt, die Seelen seiner Menschen, dann erst wählte er die Mittel. Zu Trachtenstudien eignen sich Vautiers Bilder trefflich. Hier konnte er nicht sorgfältig und exakt genug sein. Einen breiten Raum nehmen die Schilderungen aus dem Kinderleben ein, sind doch Familiensinn und Freude am Familienleben ein Grundzug des alemannischen Volkscharakters. Im Gegensatz zu den französischen Genremalern suchte er den Schwerpunkt in der Darstellung ruhiger Freuden.

Vautier machte sich aber auch einen Namen als trefflicher Illustrator. 1865 erschien Immermanns köstliche Idylle „Der Oberhof" von unserem Künstler trefflich illustriert. Die Illustration des „Oberhof" fand ungeheuren Beifall, so daß Vautier nun während mehreren Jahren aus dem Illustrieren nicht mehr herauskam. Er war so durchdrungen von der Pflicht des echten Künstlers, auch ein Lehrer des Volkes zu sein, daß er es nicht verschmähte, selbst für Volkskalender Illustrationen zu liefern. Der Verleger Vieweg in Braunschweig übertrug ihm die Illustration einer Sonderausgabe von Goethes „Hermann und Dorethea". Vautier betrat damit für ihn wieder Neuland. Er hatte die Trachten und das Bürgertum der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts zu studieren. Er tat dies überaus gewissenhaft und konnte daher Goethes unvergleichliche Typen des deutschen kleinbürgerlichen Milieus trefflich festhalten. Großen



Blick durch das Cassaratal (früher Valle di Lugano geheißen) mit der romanischen Kirche von Sureggio und (rechts oben) dem San Bernardo di Comano.

Beifall fand auch seine Illustration von Berthold Auerbachs „Barfüßele". Da konnte er nun aus dem Vollen schöpfen.

In seinem Bilde „Leichenschmaus" führt Vautier uns ins Berner Oberland. Er wollte zeigen, wie oft beim Landvolk die Freude am Genuß das tiefe Herzeleid des Einzelnen übertönt. Wir sehen die Witwe des eben Beerdigten noch tief erschüttert am Bette ihres Mannes, teilnahmslos für ihre Umgebung, Bedienung und Aufwartung der Gäste dem Töchterchen überlassend. Ein anderes Bild nennt sich „Fahrt zum Begräbnis auf dem Brienzersee". Ein Kahn gleitet über den spiegelglatten See, von einem jungen Burschen gerudert und einem Mädchen gesteuert. In der Mitte sind ein Mann und eine Frau mit innig verschlungenen Händen, vor ihnen befindet sich der kleine Sarg eines jüngst geborenen Kindes. Schmerz und Trauer haben eine klassische Wiedergabe gefunden. Andere bekannte Vautier-Bilder sind „Tanzpause", „Gang zur Ziviltrauung", „Abschied der Braut vom Elternhause", „Das entflohene Modell", „In der Barbierstube", „Schwarzpeter", „Auf dem Standesamt", „Am Krankenbett", „Begräbnis auf dem Lande", „Zweckessen", „Eine Verhaftung" 2c. Nie ging Vautier an die Darstellung eines neuen Bildes ohne tiefschürfende Vorstudien. Meist entwarf er zuerst von jeder Figur, die er malen wollte, ein oder mehrere Studien. Sein großer Schönheitssinn ließ es nicht zu, häßliche Gestalten zu malen. Die Frauen und Töchter von Vautiers Bildern erfreuen denn auch fast alle durch eine große Lieblichkeit und Anmut des Gesichtsausdruckes.

Das Original des Gemäldes „Tischgebet" findet sich, wie bereits bemerkt, im Kunstmuseum in Bern. Es ist, wie die meisten Bilder des Malers, ohne lange Erklärungen verständlich. Es schildert eine einfache Szene aus dem täglichen Leben, die aber durch den feierlichen Ernst unmittelbar packt. Der von der Last des Alters gebrochene Großvater sitzt im Lehnstuhl am Tisch und spricht das Gebet, während die Söhne, Töchter, Kinder und das Gesinde andächtig im Kreise um den Tisch stehen. Nur der jüngste Sprößling, ein lockiges Knäblein, macht ein verzweifeltes Gesicht, weil es ihm zu lange geht, bis er sein Süpplein erhält.

An äußeren Auszeichnungen aller Art fehlte es Vautier nicht. Er erhielt zahlreiche goldene Medaillen von deutschen, französischen und österreichischen Ausstellungen. In den meisten großen deutschen Kunstmuseen finden sich Gemälde von Vautier, während die Schweiz eigentlich nur wenige Stücke sich sichern konnte.

Vautier starb am 26. April 1928. F. V.

Tessiner Skizzen.*)

Von Dr. Ernst Geiger, Ligerz.

Mit Reproduktionen nach Bildern des Verfassers.

In den Dörfern

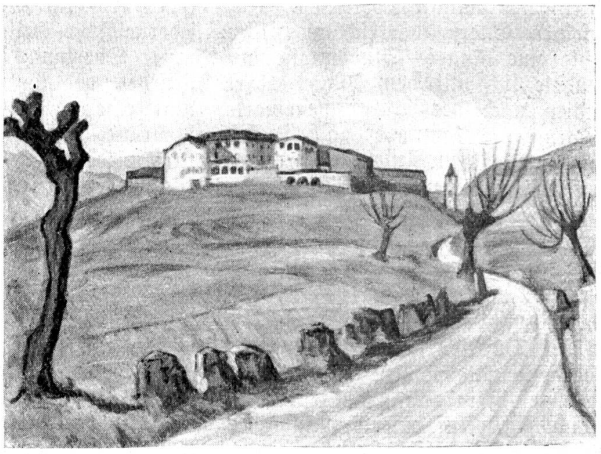
der obern Talschaften, im Livinental, im Bedretto, in Bosco Vallemaggia (Gurin) glaubt sich der Wanderer oft ins Wallis versetzt. Warm rotbraun glänzen die aus Lärchenbalken gezimmerten Hauswände und das Dach, mit großen Schindeln gedeckt, hält das Haus im Winter warm.

Die Schönheit des Hauses liegt in der zutage liegenden Holzkonstruktion und dem Gegenspiel des blendenden Kalkbewurfs am gemauerten Unterbau zum warmen Ton des gebräunten Holzwerkes. Eine kokette Note bringt der geschnitzte Stab unter den Fensterreihen in die massive Balkenwand. Ganz wie bei uns, sagt der Berner Oberländer und der Walliser.

Weiter unten in den Tälern verschwindet mit dem Holzreichtum und mit dem nordischen Einfluß der Holzbau. Das Haus ist aus Steinen gebaut, mit Steinen gedeckt. Die Sonne glänzt auf den hellen, bald rötlichen, bald grüngrauen, bald silbrigen Platten. Eine Wonne, so ein steingedecktes Dorf in der Sonne glitzern zu sehen. Locarno, Ascona müssen einst von der Höhe gesehen einen prächtigen Anblick geboten haben, als sich noch Platte an Platte legte und kein stumpfes Ziegeldach den Glanz unterbrach. Aber auch in den Dörfern des Locarnesischen wird der Stein verdrängt; denn er ist schwer und erfordert einen soliden Dachstuhl. Und wie im alemannischen Norden der Schweiz die Dachdecker, die mit Stroh zu decken verstehen, so sterben am Langensee und in den Tälern mit der Zeit die tüchtigen Steindecker aus.

Dem Tessinerhaus, soweit es nicht ein alpines Holzhaus oder ein nackter Steinkasten ist, fehlen selten die Lauben. In den Tälern findet man vielfach hölzerne Lauben in mehreren Stockwerken dem Haus vorgebaut. Nach Süden hin, im Gebiet der Seen vor allem, im Malcantone, im Mendrisiotto erfreut sich unser Auge an den rundbogigen Loggien, die, oft im obern Stock, oft über einander dem Hausbau etwas Leichtes, Sonniges geben. Hier hängen die Maiskolben in stattlichen Reihen, sind die Kürbisse aufgeschichtet, hängt die Wäsche. Hier ist man im Schermen und doch an der Sonne. Prächtige Säulen aus Granit

*) Aus der Zeitschrift „Heimatschutz", Verlag Frobenius, Basel (etwas gekürzt).



Comano, Terra di Sotto, burgähnlich gebautes Dorf, das den Hügel eindrucksvoll krönt.